

Titel	Wilhelm Molitor. Der Papst, das Konzil und die Ewige Stadt.
Untertitel	Briefe und Essays aus Rom
Herausgeber	Bernhard Adamy
Herstellung	verlag regionalkultur (vr)
Satz	Charmaine Wagenblaß (vr)
Umschlaggestaltung	Charmaine Wagenblaß (vr)
Titelbild	Zeichnung von August Anastasi

ISBN 978-3-95505-585-1

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Diese Publikation ist auf alterungsbeständigem und säurefreiem Papier
(TCF nach ISO 9706) gedruckt entsprechend den Frankfurter Forderungen.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2025 **verlag regionalkultur**

Ubstadt-Weiher – Heidelberg – Speyer – Stuttgart – Basel

Verlag Regionalkultur GmbH & Co. KG

Bahnhofstr. 2 • 76698 Ubstadt-Weiher • *Telefon* 07251 36703-0 • *Fax* 36703-29

E-Mail kontakt@verlag-regionalkultur.de • *Internet* www.verlag-regionalkultur.de

Inhaltsverzeichnis

I. PAPST PIUS IX.	7
<i>in seinem Leben und Wirken</i>	
<i>vom Beginn des Concils bis zur Jetztzeit</i>	
II. BRIEFE AUS ROM	41
Appendix I	109
Appendix II	111
Appendix III	115
III. ROM	119
<i>Die ewige Stadt</i>	
NACHWORT DES HERAUSGEBERS	178
Bernhard Adamy	
„Herr von Syllabus“ <i>in Rom.</i>	
<i>Wilhelm Molitors literarische Apologie</i>	
<i>des ultramontanen Katholizismus</i>	
Wilhelm Molitor: Biografische Tafel	229
Anmerkungen zu I., II. und III.	230
Personarium	251
<i>historischer Gestalten zu I., II. und III.</i>	
Personenregister	292
Texte, Textgestalt und Kommentare	300
Literaturverzeichnis	302
Abkürzungen	306
Bildnachweise	306
Über den Herausgeber	307
Dank	308

I. Papst Pius IX.

in seinem Leben und Wirken vom Beginn des Concils bis zur Jetztzeit

Franz Hülskamp (1833–1911), ein mit Wilhelm Molitor befreundeter Geistlicher, der von Münster aus als katholischer Schriftsteller und Publizist vielseitig tätig war, hatte 1869 sein „Piusbuch“ (Papst Pius in seinem Leben und Wirken, Teil 1–3) veröffentlicht, eine der frühesten deutschsprachigen Biografien des seit 1846 regierenden letzten Papst-Königs Pius IX., Giovanni Maria Mastai-Ferretti (1792–1878). Molitor übernahm die ihm von Hülskamp angebotene Aufgabe, einen ergänzenden vierten Teil zu dem Werk zu verfassen, der die für das Wirken und die historische Bedeutung dieses Papstes ungemein wichtigen Jahre 1869 bis 1873 beschreiben sollte. In diesen Zeitraum fiel das von Pius IX. einberufene Vatikanische Konzil und der Verlust der weltlichen päpstlichen Herrschaft. Die Abhandlung schließt deshalb die Besetzung des dem Papst bis dahin noch verbliebenen restlichen Kirchenstaates durch die Truppen des 1861 gegründeten italienischen Königreiches ein und beschreibt den Papst als den „Gefangenen im Vatikan“, zu dem er sich infolge seines kompromisslosen Boykotts der ihm aufgezwungenen politischen Verhältnisse selbst gemacht hatte.

Molitors Biografie ist – nicht anders als jene Hülskamps – von idealisierender Bewunderung und Verehrung geprägt und richtet sich primär an eine entsprechend gleichgestimmte Leserschaft, die den Verlust des Patrimoniums Petri nachdrücklich beklagte und die italienische Eroberungspolitik als einen verbrecherischen Raubzug verurteilte. Gleichwohl erscheint das Piusbuch inmitten der (für die „moderne“ Rezeption des Papsttums ungeheuerlichen) Idolatrie um „Pio Nono“ als ein auch heute noch lesbarer sachlicher und zurückhaltender Text. Es ist ein Versuch, die faszinierende Persönlichkeit dieses Papstes aus ultramontaner Sicht darzustellen.

Erstes Capitel.

Das vaticanische Concil.

Der achte December 1869, das Fest der unbefleckten Empfängniß, war ein merkwürdiger Tag für Rom, für die ganze Christenheit. Vor fünfzehn Jahren hatte Papst Pius IX. an demselben Tage das Dogma des geheimnisvollen Gnadenvorzuges der Gottesgebärerin feierlich verkündigt; heute eröffnete er, von mehr als siebenhundert Vätern der Kirche umgeben, die allgemeine Kirchenversammlung. Seit dreihundert Jahren¹ hatte die Welt dieses heilige Schauspiel nicht gesehen.

Am frühen Morgen des achten December öffneten, wie schon des Abends vorher, die vierhundert Glocken Roms den metallenen Mund, um das erhabene Fest den Bewohnern der heiligen Stadt zu verkünden; von der Engelsburg erdröhnten die dumpfen Kanonenschläge. Bald war es laut auf den sieben Hügeln, und Alles rüstete sich zu dem erhabenen Feste. Millionen und Millionen von Herzen waren in dieser Stunde auf dem weiten Erdkreis nach Rom hingewendet in Gebet und Erwartung, indeß zu Wagen und zu Fuß das Landvolk

der Campagna nach den Thoren Roms eilte, wo es sich in Schaaren nach dem Petersplatze begab. Mit ihnen mischte sich das römische Volk und die große Menge der Fremden, welche das Fest nach der Hauptstadt der Christenheit gezogen hatte. Ein paar tausend Kutschen hatten vollauf zu thun, um die Väter des Concils und ihre Begleitung aus den verschiedenen Theilen der Stadt nach dem Vatican zu bringen. Neben den glänzenden Cardinalswagen mit stolzen geschmückten Rossen konnte man auch manchen schllichten Einspänner sehen, in welchem ein armer Missionsbischof aus Asien oder Afrika saß. Wie immer, zeichnete sich auch diesmal das römische Volk trotz der ungeheuern Menschenmenge, welche durch die offenen Pforten in die Peterskirche wogte, durch Ruhe und Anstand aus. Keine Unordnung kam vor, kein Unfall von Bedeutung war zu beklagen. Unbeschreiblich erhaben war der Eindruck, welchen die Riesenbasilika des heiligen Apostelfürsten bei diesem Feste machte. Die mächtigen Pfeiler, die kühnen Wölbungen, die majestätische Kuppel schienen es zu fühlen, welch eine erhabene, seltene Feier sie in ihren geweihten Räumen bergen sollten; es war, als stiegen die gewaltigen Pfeiler noch mächtiger empor, als strebten die Bogen in noch kühnerem Schwunge, als wölbte und weitete sich der königliche Kuppelbau noch majestätischer. Und doch war die Riesenbasilika zu enge für die Massen. Man schätzte die Menge auf sechzig bis siebzig Tausend. Noch nie, seitdem der Tempel sich über dem Apostelgrabe erhebt, hatte er eine solche Schaar von Pilgern aus allen Stämmen, Geschlechtern und Nationen der Erde in seinen Mauern gesehn.

Sehr stattlich war der Anblick der sogenannten **Aula des Concils**. Man hatte nämlich das nördliche Kreuzschiff der Peterskirche, welches nach dem dort befindlichen Altare der heiligen Märtyrer *Processus und Martinianus*² genannt wird, durch eine Wand von der übrigen Kirche abgeschlossen. In der Nische des Hintergrundes erhob sich der päpstliche Thron, zu beiden Seiten die Sitze der Cardinäle, weiterhin jene der Patriarchen. An den Seitenwänden reihten sich dann die Sitze der Primaten, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und Ordensgenerale stufenweise übereinander. Gegen den Eingang zu stand der einfache Altar, neben ihm die Kanzel. Rechts und links in der Höhe waren die Tribünen für die Fürsten, für die Diplomaten und für die Theologen des Consils angebracht. Von diesen Tribünen herab bot der Anblick jener feierlichen Sitzung ein unbeschreiblich schönes, erhabenes Bild.

Der Statthalter Christi auf dem Throne, umgeben von seinen Söhnen, den Cardinälen der römischen Kirche, und von seinen Brüdern, den Bischöfen der ganzen Welt, darunter die Prälaten aus dem Morgenlande in ihren malerischen Trachten; an dem Eingange der Aula die päpstliche Nobelgarde und die Malteserritter als Ehrenwache des Concils; draußen vor weitgeöffneter Pforte das sich zu Tausenden drängende Volk – die ganze streitende Kirche³ auf Erden war hier versammelt und vertreten. Dann schweifte der Blick hinaus in die gewaltigen Hallen des größten Tempels der Christenheit, hinab zu dem Grabe des galiläischen Fischers, an dessen Schwelle die Nachfolger der Apostel eben tagten, und wieder hinauf in die von magischem Lichte verklärte Kuppel, deren Goldschrift heute mit überwältigendem Triumphe herniederrief: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen. Und dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben.“⁴

Unter dem Gesange des Hymnus: *Veni Creator Spiritus*⁵, welchen der Papst in der großen Halle über dem Eingange der Peterskirche angestimmt hatte, bewegte sich die feierliche Prozession der Väter des Concils über die sogenannte Königstreppe herab durch

die Reihen, welche von dem römischen Klerus gebildet wurden, in die Basilika, der Papst auf dem Tragsessel hoch über den Häuptern schwebend, die dreifache Krone⁶ tragend.

Vor dem Hochaltare, wo das allerheiligste Sacrament ausgesetzt war, betete er; dann zog man zur Aula des Concils, wo das Hochamt begann, welches der Cardinalbischof **Patrizi** hielt. Hierauf folgte die Eröffnungs predigt des Erzbischofs von Iconium, **Passavalli** vom Capuzinerorden. Als bald nach derselben trug der Secretär des Concils, Bischof **Fefler** von Sanct Pölten in Oesterreich, welchen der heilige Vater zu diesem wichtigen Amte aussersehen hatte, das heilige Evangelienbuch, nach einem alten schönen Herkommen der Concilien, feierlich zum Altare, wo er es auf einen goldenen Thron niederlegte. Sodann folgte die erhabene Ceremonie, welche man die Obedienz nennt, die Huldigung, welche dem Statthalter Christi bei jeder feierlichen Function dargebracht wird. Die Cardinäle nahten dem päpstlichen Throne, einer nach dem andern, und küßten die Hand des heiligen Vaters, die Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe das rechte Knie, die Aebte und Ordensgenerale den Fuß. Nachdem darauf der Papst die Mitglieder des Concils in einer Allocution⁷ zur treuen Pflichterfüllung ermahnt hatte, folgte die Allerheiligen-Litanei, während welcher der Papst, als Zeichen seiner obersten Gewalt nicht den Hirtenstab, sondern einen Kreuzstab in der Linken haltend, den Segen über die Kirchenversammlung aussprach. Dann forderte der erste Cardinal-Diakon mit dem Worte „Orate!“ zum Gebete auf, und nachdem dieses verrichtet war, wurde das besonders ausgewählte Evangelium gesungen. Jetzt mußten sich alle nicht zum Concil Gehörigen auf den Ruf des Präfecten der Ceremonien entfernen. Der Secretär des Concils bestieg die Kanzel und verlas das Eröffnungsdecreet, worauf er alle Väter einlud, ihre Stimme abzugeben, ob sie mit dieser Eröffnung der heiligen allgemeinen Kirchenversammlung einverstanden seien. Alsdann machte er das Ergebniß der Abstimmung bekannt, die Notare des Concils wurden aufgefordert, über alles Geschehene Urkunde aufzunehmen, und der Papst stimmte das Tedeum⁸ an. So schloß die **erste öffentliche Sitzung** des vaticanischen Concils.

Nun folgten die ersten **Generalcongregationen** der Väter des Concils, in welchen die Wahlen für die verschiedenen **Commissionen**, welche die Verhandlungen vorzubereiten hatten, stattfanden. Zur Geschäftsleitung des Concils hatte der heilige Vater fünf Cardinäle ernannt, an erster Stelle den Cardinalbischof **Reisach**. So zeichnete Pius IX. auch durch diese Wahl die katholische Kirche in Deutschland aus, wie er es schon durch die Ernennung des gelehrten Bischofs von Sanct Pölten zum Secretär des Concils gethan hatte. Jene Berufung des deutschen Cardinals zur Stelle des ersten Präsidenten überraschte Niemand, sondern fand in den weitesten Kreisen Anerkennung und Beifall. Der Papst hatte eine gute Wahl getroffen. Das reiche Wissen des Mannes in beiden Gebieten des Rechtes, seine genaue Kenntniß der Theologie und Philosophie, seine vielseitige Lebenserfahrung, seine frühere parlamentarische Stellung im bayerischen Reichsrathe, in welchen er als Erzbischof von München eingetreten war, dann seine umfassende praktische Vertrautheit mit den Zuständen der katholischen Kirche in Deutschland, und wiederum sein früheres Amt als Rector der Studien im Collegium der Propaganda zu Rom, welche ihn frühzeitig mit der Kirche des Orientes und mit der großartigen katholischen Missionstätigkeit in allen Welttheilen in Berührung brachte – Alles das befähigte den Cardinalbischof Reisach in besonderer Weise zu dem ersten Vorsitz im ökumenischen Concil. Dabei stand ihm eine

seltene Sprachgewandtheit zu Gebote, da er neben elegantem Latein das Italienische fast so leicht wie seine eigene Muttersprache redete, und des Französischen und Englischen mächtig war.

Hierdurch war er für die fremden Prälaten, die zum Concil kamen, vielleicht unter allen Mitgliedern des heiligen Collegiums der zugänglichste, weil fast die meisten von ihnen ihr Anliegen in ihrer Muttersprache vortragen konnten. Was ihn aber neben seinem Wissen, seiner Erfahrung und seinen Sprachkenntnissen am meisten zu der Stellung, welche ihm der heilige Vater zugeschrieben hatte, empfahl, war eine auf festem Glauben beruhende Frömmigkeit, eine Alles gewinnende Leutseligkeit, und eine seltene Vereinigung von Festigkeit und Milde im Charakter, da er in den Principien unerschütterlich, gegen die Personen rücksichtsvoll und nachsichtig war.

Das war der Mann, welcher von dem heiligen Vater an die Spitze des Präsidiums der Generalcongregationen des Concils gestellt war, und, so konnte man hoffen, den Erwartungen entsprechen würde, welche die Kirche und ihr Oberhaupt auf ihn setzte.

Aber im Rathe der Vorsehung war es anders beschlossen. Vielleicht, daß Gott zeigen wollte, wie des Menschen Wege nicht die seinen sind, und wie er des Menschen nicht bedürfe, um das Werk des heiligen Geistes im Concil zu vollenden. Als die erste feierliche Sitzung des Concils am 8. December 1869 stattfand, lag Cardinal Reisach zum größten Schmerze Pius IX. todkrank im Kloster der Redemptoristen zu Contamines in Savoyen. Der heilige Vater hatte ihm, als einige Monate vorher die Krankheit ihn befallen hatte, mit rührender Sorgfalt sein Schloß Castel Gandolfo am reizenden Albanergebirge zum Aufenthalte angeboten. Aber der sieche Cardinal zog die Alpenluft vor, von welcher er Genesung hoffte. Ehe aber die zweite feierliche Sitzung des Concils gehalten wurde, war die Leiche des hochbegabten Kirchenfürsten bereits in die stille Gruft von Sanct Anastasia⁹ am palatinischen Hügel zu Rom beigesetzt, in dem Gotteshause, von welchem er früher den Cardinalstitel geführt hatte.

Nach dem Tode des Cardinals Reisach übertrug der Papst die erledigte Stelle des ersten Präsidenten dem Cardinal *Philipp de Angelis*, der sich in früheren Tagen als Vorkämpfer für die Rechte und die Freiheiten der Kirche in seiner Stellung als päpstlicher Nuntius in der Schweiz und dann als Erzbischof von Fermo in hervorragender Weise bewährt hatte. Nicht die Stürme des Jahres 1848, nicht die Gewaltthaten, welche vom Jahre 1859 an den französischen Siegen in der Lombardei¹⁰ folgten, nicht Gefangenschaft, noch Exil konnten seinen starken Geist beugen. So war es eine würdige Wahl, welche der Papst getroffen hatte, um einen ihm so schmerzlichen Verlust zu ersetzen. Dem Cardinal de Angelis zur Seite standen die andern Präsidenten, sämmtlich dem Cardinalscollegium angehörig, reich begabt an Wissen, und um die Kirche verdient: der als früherer Nuntius zu München und Wien in Deutschland hochgeachtete **De Luca**, der einsichtsvolle **Bizzarri**, der gelehrte **Bilio** und **Capalti**, der Mann der Principien.

Am 28. December wurde schon die vierte Generalcongregation abgehalten, und die Verhandlungen über die dem Concil zur Berathung und Beschußfassung vorgelegten Gegenstände begonnen.

Am Feste der heiligen drei Könige, den 6. Januar 1870, folgte die **zweite** öffentliche Sitzung, in welcher die Väter sämmtlich das Glaubensbekenntniß ablegten, nachdem der Papst damit vorangegangen war. Die **dritte** öffentliche Sitzung, in welcher das

XXVIII.

Donnerstag den 9. Juni

Rom 4. Juni.

Pfingsten „das liebliche Fest“, wie der Altmeister Göthe sagt²²³, ist gekommen; aber in Rom hat es nicht den Charakter des Frühlingsfestes und der Maienwonne, wie bei uns in Deutschland. Die Sonne, welche schon fast ihren weitesten Bogen am Himmel zieht, liegt bereits mit sengenden Strahlen auf dem letzten Grün der Campagna, und in den Straßen der Stadt lagert den Tag über dumpfe Schwüle, wenn nicht eine menschenfreundliche Tramontane die glühende Luft kührend bewegt. Nichtsdestoweniger haben die Sitzungen des Concils fast jeden Tag stattgehabt und die Bischöfe liegen unausgesetzt ihren ernsten Arbeiten ob. Zwei Rücksichten sind es unstreitig, welche den Eifer der Väter des Concils nicht nur nicht erkalten lassen, sondern sogar immer mehr steigern: das Bewußtsein der Wichtigkeit ihrer Aufgabe und dann aber auch die Nothwendigkeit, vor Eintritt der heißesten Jahreszeit die Arbeiten wenigstens bis zu einem gewissen Abschlusse gefördert zu sehen.

Niemand verkennt auch, der Papst an der Spitze, die Wichtigkeit dieses Momentes und die Tragweite der zu fassenden Beschlüsse und Entscheidungen. Wir müssen, wenn wir dieß sagen, alsbald zur Beruhigung mancher ängstlicher Gemüther hinzufügen, daß wir nichts weniger als der Ansicht sind, das Concil werde oder wolle „mittelalterliche Zustände“ wiederherstellen, jene Zustände nämlich, welche die gebildete Welt des neunzehnten Jahrhunderts dem Mittelalter beilegt, indem sie sich ein historisches oder vielmehr unhistorisches Bild componirt, in welchem verkommene Kreuzfahrer und fanatische Geißlerbrüder, fahrende Ritter und abergläubige Mönche, Burgenverließe und Folterkammern der Inquisition eine prächtig schauerliche Composition bilden so wie sie etwa Meister *Kaulbach* zu gruppiren versteht. Auch selbst das glauben wir nicht, – obgleich wir uns hierin nicht für unfehlbar halten – daß es dem Concil oder vielmehr der Kirche durch die Entscheidungen des Concils gelingen werde, den christlichen Staat wiederherzustellen, das will sagen, jene bürgerliche Ordnung, welche auf der christlichen, als der einzig wahren Religion sich ebenso erbaut, wie alle und jede socialen Vereinigungen der Menschen, die Patriarchalverfassung so gut, wie die ausgebildete bürgerliche Rechtsordnung der Griechen und Römer, die Nomadenfamilien und die Stammesgenossenschaften der Rothhäute nicht minder als die glorreichen Monarchieen und Republiken alter und neuer Zeit stets und immer und überall auf irgendwelchem religiösen Fundamente errichtet sind und waren. Dinge, die in der Weltgeschichte dagewesen sind, kommen, wie sie selbst beweist, nie mehr so wieder, wie sie da waren. Daß aber der christliche Staat in unseren Tagen, abgesehen von jenem kleinen Fleck Erde, der das Erbe des Apostelfürsten heißt, nicht mehr existirt und in die Kategorie des „Dagewesenen“ gehört, möchte denn doch nachgerade selbst dem Gutmüthigsten und Loyalsten unter den deutschen Concordatsträumern klar geworden seyn. Daß dem so ist, bleibt das eigentliche Verhängniß unserer Zeit; es ist nicht gut, daß es so ist, es steht aber auch nicht in Menschenhand, es anders zu machen. Nichtsdestoweniger aber

wird das Vaticanische Concil seine Aufgabe erfüllen, und die Kirche wird auf's Neue ihrer Mission an das Menschengeschlecht sich entledigen. Denn zunächst geht diese Mission nicht an die Nationen als solche, sondern an die Menschen als Einzelne. Völker zu christianisiren hat die Kirche wenigstens bisher nur vermocht, wo sie dieselben jugendlich frisch und bildungsfähig traf und ihre Mutter werden konnte. Aber an das einzelne Menschenherz siegreich heranzutreten, das vermag sie immer, und diese Gewalt vermag ihr nicht genommen oder verkürzt zu werden bis an das Ende aller Zeiten. So wird auch jetzt der Strahl der christlichen Wahrheit zündend in viele Herzen fallen, das Angesicht der Erde wird sich verjüngen, der Friede wird in vielen friedelosen Geistern einkehren, und es wird ein Sieg seyn – wenn auch nur ein Sieg, ähnlich dem, welchen unsere Märtyrer davongetragen, ein Triumph der Kirche, die ja in der That nie größere Triumphe davongetragen als in jenen ersten Zeiten der blutigen Verfolgungen.

Sie lächeln vielleicht über diese Prophezeiungen, oder finden die Gläser meines Horoskopes allzu sehr geschwärzt. Dann verzeihen Sie Ihrem römischen Correspondenten. Aber von meinem Schreibtische aus schweift mein Blick über die stillen verlassenen Hügel Roms, während den Horizont – ein bezauberndes Bild – die reizende Albaner Bergkette und die endlos sich dehnende Campagna begrenzt. Aus der Trümmerwelt, die mich umgibt, ragen aber zwei gewaltige Monamente alter Zeiten, wie Riesen, über ihre Umgebung auf. Sie sprechen wunderbar ernst und unaussprechlich tröstlich, überwältigende Prediger, welchen sich kein Herz zu entziehen vermag: der **Lateran** und das **Colosseum**. Jener spricht von der Herrschaft, dieses von den Leiden der Kirche. Beides bewundere ich und halte es hoch. Aber auf den gigantischen Mauern, welche die Arena umschließen, die mit dem Blute unserer Märtyrer getränkt ist, ruht mein Blick mit mehr Befriedigung, mit mehr Hoffnung und Siegesgewißheit aus.

XXIX.

Montag den 13. Juni

Rom 6. Juni.

Die Peterskirche sah gestern in ihren erhabenen Räumen wieder eine ergreifende Feierlichkeit, welche um so bedeutsamer war, je mehr sie den Charakter des Zufälligen oder besser gesagt des Unabsichtlichen trug. Die vom Heiligen Vater für die Pfingstwoche angeordnete Abendandacht, welche nach der Reihe in verschiedenen Basiliken und Hauptkirchen gehalten wird, hatte gestern in St. Peter Statt, und der Papst hatte in der Sitzung des Concils vom 3. Juni die Kirchenfürsten einladen lassen, dieser Festlichkeit in St. Peter beizuwohnen, indem er selbst dabei erscheinen werde. Die Nachricht davon verbreitete sich rasch durch die Stadt, und eine große Menge Volkes fand sich gestern Abend in St. Peter ein. Schon der weite Platz vor der Basilika bot vor Beginn der Andacht ein bewegtes, anziehendes Bild. Bischöfe, Priester und Laien strömten von allen Seiten herbei, die Wagenreihe bewegte sich in fast ununterbrochenem Zuge aus dem Inneren der Stadt über die Engelsbrücke zum Vatican; Bruderschaften, geistliche Genossenschaften und Anstalten zogen processionsweise einher und eines jener echtrömischen Bilder

fehlte auch wieder hier nicht. Im Zuge einer solchen Procession, an deren Spitze die in Kutten verhüllten männlichen Mitglieder schritten, sahen wir nämlich eine römische Dame in Schleier und Schwarz gekleidet wandeln, welche, von anderen Frauen begleitet, ein hölzernes Kreuz trug. Das Innere der Basilika machte einen höchst feierlichen Eindruck, so einfach auch die Anordnung war. Auf dem Hochaltar war zwischen dichten Reihen von Goldleuchtern, deren Kerzenschein den riesigen Bronzebaldachin verklärte, das hochwürdigste Gut ausgestellt. Darüber aber glänzte das abendliche Sonnenlicht durch das weite herrliche Rund der großen Kuppel, als wollte das königliche Gestirn des Tages wetteifern mit dem hundertfältigen Kerzenstrahl im Dienste des Allerheiligsten. Die Bischöfe nahmen allgemach ihre Sitze im Presbyterium ein, und das Volk füllte die Schiffe. Da kam, gefolgt von den Cardinälen, der Papst einfach und prunklos; vor ihm her schritten die Sänger der Sixtinischen Capelle, die Allerheiligenlitanei singend. Der Papst kniete vor dem Hochaltar auf dem Betstuhle nieder, und als die Litanei geendet war, sang der Cardinalvicar *Patrizi*, an der Epistelseite des Altares stehend, die üblichen Orationen. So dann folgte der Hymnus: *Veni Creator Spiritus*, abwechselnd von der Sixtinischen Capelle und dem Volke gesungen. Den Schluß machte der Segen, welchen der Cardinalvicar mit dem hochwürdigsten Gute ertheilte. Kein Laut regte sich in den weiten Hallen der Basilika, als der ehrwürdige Cardinalbischof das Ostensorium²²⁴ erhob und nach jenem ergreifenden römischen Ritus zum Segen bewegte. Das Abendlicht der Sonne war aus der Kuppel geschwunden, die schon der ungewisse Dämmerschein umwob, der sie nur noch um so größer erscheinen ließ. Es war, als ob sich die mächtigen Räume noch erweitern wollten, um würdig genug die Versammlung der Gläubigen zu umfassen und zu bergen, die hier vor dem unsichtbaren Haupte der Kirche diese selbst in wahrhaft katholischer Weise darstellte: im Papst und in den Bischöfen des ganzen Erdkreises und in den Laien, die von allen Enden der Welt sich heute hier am Apostelgrabe vereinigt sahen. Es war ein heiliger, unvergeßlicher Augenblick!

Der Zweck dieser Andacht ist, wie Sie wissen, die Gnade des heiligen Geistes auf das Concil herabzuflehen. Und mit großer Zuversicht dürfen wir hoffen, daß diese Gebete, an welchen Tausende geistig theilnehmen, ein wahres neues Pfingstfest der Kirche vorbereiten. Dieß wird freilich nicht nach der Erwartung Jener seyn, welche die Geschichte des Vatikanischen Concils unter Anderem nach der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“²²⁵ studiren.

Wie wir sehen, setzt diese die Veröffentlichung ihrer römischen Briefe mit einer ehernen Stirne fort. Alle Krüge aber, selbst einer von anscheinend so unverwüstlichem Material, wie die „Allgemeine Zeitung“, wandern so lange zum Brunnen, bis sie in Scherben am Boden liegen. So wird es auch bei dieser unerhörten Fälschung der Geschichte des Concils gehen, zu welcher sich ein deutsches Blatt hergibt, welches sich in dem stolzen Bewußtseyn brüstet, ein Magazin für künftige Geschichtsschreibung zu seyn. Diese Geschichte wird auch das Schicksal Jener zu verzeichnen haben, welche sich als Urheber oder Handlanger an einer solchen gewissenlosen Herabwürdigung der Kirche und der allgemeinen Kirchenversammlung betheiligt.

Endlich muß und wird sich die Geistesnacht lichten, die so lange die Augen geblendet, welche in unsäglicher Verkehrtheit sich für die scharfsichtigsten hielten. Endlich muß doch einmal der Tag kommen, wo man sich mit Beschämung abwenden wird von dieser

Tagespresse, welche die höchsten Interessen des Menschengeschlechtes zu vertreten vorgibt und doch der Unwahrheit, der Geschichtsverfälschung, der Schmähsucht dient. Möchten wir aber etwas von unseren Feinden lernen, von ihrer Presse, von ihren Anschlägen und Plänen. Es gibt sich darin ein System kund, welches bewunderungswürdig wäre, wenn es nicht so schlechter Sache diente; es zeigt sich darin eine Energie, eine Ausdauer, welche eines edleren Unternehmens werth gewesen. Organisirung und Energie, wohl geordnetes gemeinsames und unermüdliches Zusammenwirken thut uns aber um so mehr Noth, als die nächste Zukunft auf die größten Kämpfe deutet, und ohne diese der Sieg, den wir hoffen, und der Frieden, den wir wünschen, nicht erreicht werden kann. „Luctor et emego“ muß unsere Lösung seyn: Wer ringt, der gewinnt.

XXX.

Mittwoch den 15. Juni

Rom 10. Juni.

Haben Sie schon von der Bocca della Verita²²⁶ gehört? Daß doch die mittelalterliche Fabel wahr und es möglich wäre, durch irgend eine moderne Erfindung dieses allbekannte römische „Wahrzeichen“ zu vervielfältigen und in alle Länder und namentlich in die Städte zu verbreiten, welche das Glück besitzen, Journalisten unter ihre Mitbürger zu zählen. Wie viele befänden sich unter diesen, die es vergebens versuchten, die Hand, welche die Feder mehr für die „subjective Auffassung“, wie sich das gebildete Jahrhundert ausdrückt, als für die „historische Objectivität“ geführt hat, aus diesem rächenden Rachen wieder herauszuzerren. Doch ich muß wohl erklären, was es mit dieser Bocca della Verita für eine Bewandtniß habe, wenn ich nicht Gefahr laufen will, vielleicht ganz unverstanden zu bleiben.

In dem Atrium der alten malerischen Basilika S. Maria di Cosmedin²²⁷ lehnt eine alte colossale Cloakenmaske mit durchbohrten Augen, Mund und Nase an die Seitenwand. Der mittelalterliche Volkswitz der Römer erfand die Sage: wer lüge und die Hand in das Marmormaul dieser Maske stecke, den treffe ein Gottesgericht und er könne die Hand nicht mehr herausbringen. Wir sahen kürzlich eine Römerin, welche ihre ziemlich zahlreiche, aber noch sehr unmündige Familie zu dem grinsenden Gigantengesichte hinführte und ganz ernsthaft die Buben wie die Mädchen diesem Orakel sich unterziehen hieß. Die kleine Schaar, gehörig belehrt und ermahnt, kam der Aufforderung mit aller Bereitwilligkeit nach; ob aus völliger Unschuld oder im Drange unüberwindlicher Neugier, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Soviel aber steht fest, daß diese jüngsten Römer und Römerinnen alle die Probe dieser „purgatio vulgaris“²²⁸ glücklich bestanden und ihre Hände mit heiler Haut herauszogen. Wie würde es aber unseren Zeitungsschreibern ergehen, wenn die Geschichte keine römische – „Papstfabel“ wäre und sie nach jeder in die Officin beförderten Correspondenz vor einer solchen Bocca della Verita sich zu verantworten hätten?

Zu solchen Gedanken und Wünschen kommt man unwillkürlich, wenn man hier in Rom jetzt zur Zeit des Concils ein auswärtiges Zeitungsschreiberblatt in die Hand erhält. Man glaubt, im Carneval, in einer Traumwelt zu leben. Die orientalische Phantasie des Dichters von Tausend und Eine Nacht verhält sich gegen diese überaus fruchtbare Einbildungskraft

Dann wird die aus einem bösen Traume erwachte Welt Rom wieder begrüßen, wie es vor 1800 Jahren der heilige Märtyrer *Ignatius*, der Bischof von Antiochien, gethan, da er an die römische Gemeinde seinen Brief schrieb und sie darin begrüßte als die **Vorsteherin des Liebesbundes**.

4. Die Basiliken und Kirchen Rom's.

Wem ist nicht die stolze, die alte deutsche Stadt bekannt, welche drunten am Rheine, wo die rebenbekränzten Hügel und die sonnengekrönten Felsen Abschied genommen haben von seinen grünen Fluthen, sich in der Ebene majestätisch erhebt und in weithin gedehntem Halbmonde im deutschen Strome spiegelt mit ihren malerischen Thürmen und Thoren, mit ihren stattlichen Giebeln und ernsten Heilighümern, mit ihrem Riesendome, in welchem die deutsche Baukunst des Mittelalters über dem Grabe der Weisen des Morgenlandes ihre kühnsten Bogen sprengt und ihre zierlichsten Formen in unerschöpflicher Fülle verschwendet – **Köln**, die alte freie Reichsstadt, die Metropole des Niederrheins, der überfüllte Stapelplatz des altdeutschen Handels, die mächtige Verbündete der nordischen Hansa, und noch jetzt das reiche Emporium des modernen Weltverkehres?

Von Alters her heißt diese Stadt auch das **deutsche Rom**, und nicht mit Unrecht. Denn dieses Köln ist in alten Tagen Jahrhunderte lang eine Burg des Glaubens, ein Mittelpunkt christlicher Wissenschaft, ein Sammelplatz der Künste aller Art gewesen, die nicht unebenbürtige Tochter der Siebenhügelstadt am Tiber. Aber das Volk drückt sich in solchen Sachen bis auf den heutigen Tag plastischer und greifbarer aus. Rom – sagt es – hat so viel Kirchen als Tage im Jahre, Köln hatte sie auch. Deßhalb hieß es und heißt es noch das **deutsche Rom**.

Ob das heilige Köln bis zur ersten französischen Revolution wirklich 365 Kirchen, natürlich einschließlich aller Kapellen und Privatoratorien, gehabt habe, wollen wir dahingestellt sein lassen: ein Kölner alten Schlages hat es uns einst versichert. Unmöglich erscheint es nicht, wenn man den Geist des Mittelalters erwägt. Dort baute man eben Kirchen, wie man jetzt Eisenbahnen baut.

Die alte Zeit behauptete von ihren Lieblingsbauten, was die moderne Zeit ebenfalls von den ihrigen behauptet: daß man deren nicht genug bauen könne. Jene frommen Bauwerke der verflossenen Jahrhunderte, in welchen die Hymnen widerhallten und die Orgel rauschte, wurden gerade so gut als zinsbringendes Kapital betrachtet, wie die modernen Bauten des raffinirten internationalen Verkehrs, wo wir den gequetschten Angstruf der Dampfpfeife hören, und vor dem Concerte von hundert Rädern und Puffern unser eigenes Wort nicht verstehen. Die guten alten Zeiten hatten auch ihre „Gründer“, und diese speculirten ebenfalls stark auf eine gute Dividende. Nur in etwas unterscheiden sich die „Gründer“ und die Dividenden von damals und von jetzt. Damals wartete man den Courszettel der Ewigkeit ab; jetzt macht man ihn alle Tage selber – auf Kosten des Kleinkapitals und der Arbeit, welche sich damit begnügen müssen, im Jahrhundert der Aufklärung von dem Millionarismus ausgebeutet zu werden. Wir überlassen es dem freundlichen Leser, zu entscheiden, wer besser gerechnet, und wobei sich die Welt besser befunden hat. –



Auf den Stufen einer römischen Kirche

Rom aber hat noch immer so viel Kirchen, ja noch mehr, als Tage im Jahr sind. Die Italiener mögen immerhin noch mehr Klöster aufheben, und noch so viele neuen Straßen mitten durch die Kirchen projectiren: der Zahl der Kirchen wird es im Ganzen dennoch geringeren Abtrag thun. Denn man zählt dort, abgesehen von den Hauskapellen und Privatoratorien, gegen 400 Kirchen.

In diese Kirchen möchten wir nun den wißbegierigen Leser begleiten, wobei wir aber zum Voraus bemerken müssen: daß wir in unserer Rolle als Cicerone in den Kirchen der ewigen Stadt leider noch viel mehr zu wünschen übrig lassen werden, als es bisher schon der Fall gewesen ist.

Die Aufgabe ist nämlich viel zu groß und zu weit, und der Cicerone muß sich hüten, dabei nicht in jene urkomische Lage zu gerathen, worin sich einst die deutsche Reisegesellschaft befand, mit welcher er zum ersten Male die ewige Stadt betreten hat. Wir waren gegen Abend in Rom angekommen, und noch nach St. Peter hinaufgewandelt, um am Apostelgrab für die glückliche Ankunft am Tiberstrande zu danken. Das machte sich ganz gut, und wir waren alle in einer glücklichen, feierlichen Stimmung. Am nächsten Morgen, einem prächtigen römischen Herbsttage, machte sich aber die gut aufgeräumte Reisegesellschaft³⁰⁵ auf, und schritt aus der mitten in dem geräuschvollsten Theile der Weltstadt gelegenen Herberge, dem Pilgerhause der Anima, mit dem wirklich riesig kühnen Entschlusse, nunmehr **alle** Kirchen Rom's, und zunächst heute die in der Umgegend der Anima gelegenen, ganz gründlich zu besichtigen, damit man

doch auch die weite Reise nicht umsonst gemacht habe. Ganz kleinlaut kamen aber die unternehmungslustigen Argonauten schon zum Mittagstische heim; denn sie hatten kaum die Kirchen einiger Straßen gesehen, und es war ihnen klar geworden, daß bei so fortgesetzter Besichtigung Rom's nicht nur die kurze Dauer des Aufenthaltes, sondern sogar Monate und Jahre nicht ausreichen würden, alle dortigen Heilighümer und Denkwürdigkeiten kennen zu lernen.

Um wie viel mehr müssen wir leider durch alle die Gotteshäuser Rom's gleichsam nur im Fluge eilen und nur bei dem Merkwürdigsten verweilen, um unser Gedächtniß nicht zu verwirren, und über den tausend Einzelheiten das große Ganze nicht zu beeinträchtigen!

So werden wir wohl am besten thun, wenn wir die große Anzahl der sehenswürdigen Kirchen Rom's unter gewisse Gruppen einreihen. Wir bemerken dabei, daß wir die Kirchen mit ausgezeichneten Reliquien und andern Heilighümern nicht aufführen, weil wir, wenn es die freundlichen Leser gestatten, eine eigene Fahrt zu den Heilighümern und Reliquien der ewigen Stadt, und zwar zum Schlusse, veranstalten werden.³⁰⁶

Im Uebrigen also lassen sich die Kirchen und Basiliken Rom's – Basilika ist eigentlich nur der altchristliche Name für Kirche, dieses „**königliche Haus**“ – füglich unter folgenden Gesichtspunkten betrachten.

Entweder sind es Stätten, welche selber Monuments der antiken Welt sind, oder wenigstens interessante Erinnerungen an das heidnische Rom und das Alterthum überhaupt bewahren, oder sie bieten aus den altchristlichen Zeiten, oder überhaupt kirchengeschichtlich, Denkwürdiges dar, oder sie sind kunstgeschichtlich merkwürdig, oder sind durch die Würde ihrer Bestimmung ausgezeichnet; oder endlich sie bewahren reiche Schätze von Gemälden und Sculpturen, wenn auch ihre moderne Architektur wenig Sehenswerthes bietet. Einige, wie die Peterskirche, sind in allen diesen Beziehungen hervorragend; andere verbinden einige dieser Eigenschaften miteinander. Kaum aber sind einige wenige unter den vierhundert Kirchen Rom's, welche nicht mindestens eine dieser Eigenschaften besäßen. Dennoch verschwinden viele vor dem Glanze, welcher die bedeutenderen Kirchen umgibt, völlig, während man sie in jeder andern Stadt als Rom höchst merkwürdig finden und des Besuches werth erachten würde.

Ein eigenthümliches Gefühl überkommt den christlichen Wanderer, – um damit zu beginnen – wenn er an jenen heiligen Stätten Rom's weilt, welche aus heidnischen Tempeln und andern Bauten des Alterthums in christliche Kirchen umgewandelt wurden. Hier sind natürlich die Erinnerungen an die alte heidnische Zeit um so lebhafter, je mehr in ihnen selbst der christliche Gegensatz sich verkörpert hat. Zu solchen Kirchen gehören die drei Rotunden, welche jetzt den Namen **S. Cosma und Damiano**, **S. Maria del Sole** und **S. Bernardo** führen. Die erste, in welcher man einen antiken, dem Sohne des *Maxentius* geweihten Tempel gefunden hat, bildet jetzt die Vorhalle zu der Kirche **S. Cosma e Damiano**. Die zweite, der vielfach abgebildete sogenannte Sibyllentempel, war wahrscheinlich ein Heilighum des Hercules. Die dritte, jetzt dem hl. *Bernhard* geweihte Kirche, gehörte zu den weitläufigen Bauten der diocletianischen Thermen, und wurde erst am Ende des 16. Jahrhunderts zur Kirche hergestellt, wobei man unzüchtiges antikes Bildwerk aus einer der Nischen entfernen mußte. **S. Urbano** vor der Stadt war ein antikes Grabmonument. In **S. Niccolo in Carcere** haben wir sogar die Reste von drei antiken Tempeln eingebaut.

Argumente der Verurteilung päpstlicher Unfehlbarkeit und ultramontaner Gesinnung stellt er (um eine moderne Floskel zu gebrauchen) als „fake news“ dar.

Darüber hinaus liegt die zeitbezogene Relevanz dieses erzählerischen Textes in einer damals aktuellen Kritik, die den Text zu einem Spiegel bestimmter kulturpolitischer Zustände macht, gegen welche Molitor immer wieder aus christkatholisch-konservativer Sicht Stellung bezog, genau wie in den anderen auf den Kulturkampf und die Gründerjahre bezogenen literarischen Arbeiten seines letzten Lebensjahrzehnts. Er identifizierte sich mit dem Titelhelden seiner Novelle, der Personifikation des zu verteidigenden Syllabus, eines Apologeten des ultramontanen Katholizismus. Dieser Katholizismus aber war für Molitor und alle ihm Gleichgesinnten geadelt und geweiht durch den auf den Apostel Petrus zurückgehenden Geist seines Ursprungs und Zentrums, durch Rom: Ein guter, ein bekennender, ein „streitbarer“ Katholik verstand sich somit als **römisch**-katholisch; und die Beziehung zu Rom war die eigentliche Seele seiner Glaubenswelt und ihrer Mysterien, wie denn auch die persönliche, die erlebte und gelebte Beziehung zu der „Ewigen Stadt“ für all jene, die so dachten, und für Molitor eine unabdingbare Voraussetzung der Bereicherung und Erfüllung ihres geistlichen Lebens bildete.

9. ROMA AETERNA

„Für uns Deutsche ist Italien vorzüglich Rom;
wir können es am besten fühlen;
alle Saiten der Seele werden daselbst mächtig
angeschlagen.“

König Ludwig I. von Bayern²¹⁹

Diese Stadt war eine alle Kräfte in Anspruch nehmende und übersteigende Herausforderung.

In ihr sich zu orientieren und zu leben, verlangte den wachen Einsatz aller Sinne; aber der Versuch, die zahllosen Facetten ihrer Kultur, ihrer Geschichte und ihres Erscheinungsbildes aufzufassen, zu reflektieren, zueinander in Beziehung zu setzen und darzustellen, wäre ein gewaltiges Unterfangen für umfangreiche sachkundige Texte gewesen. Molitor hatte in seinem Rom-Führer gewissermaßen einen ersten Anlauf genommen, um die Stadt in ihren wesentlichen Sehenswürdigkeiten abzubilden. Er hätte, wie so viele andere Autoren (so Goethe in der „Italienischen Reise“²²⁰ oder Stendhal in seinen „Wanderungen in Rom“²²¹), ein autobiografisch verortetes, rhapsodisches poetisches Porträt der Stadt zeichnen können, da er doch 1856, 1862 und mehrmals 1869/70 sich in ihr geistlichen Aufgaben widmen

219 In einem Brief an August von Platen, zit. n. Bumm, S. 46

220 Goethe, Johann Wolfgang v.: Italienische Reise (1786–1788), erschienen 1816–1829

221 Stendhal (= Beyle, Marie-Henri): Wanderungen in Rom. Dt. Ausg. Berlin 1882

musste, aber zugleich als „Tourist“ jede freie Stunde nutzte, um Rom und seine Umgebung zu erkunden.

Indes schrieb er – aufgrund von Studien vor Ort, von gründlicher Lektüre und mit tatkräftiger Unterstützung des dauerhaft dort ansässigen romkundigen Maler-Freundes Johann Michael Wittmer (1802–1880) – ein Sachbuch, um die Stadt für kulturge- schichtlich Interessierte, für Reisende und vor allem für Katholiken fassbar und (nach) erlebbar zu machen. Dieselbe Intention verfolgte er dann mit den im vorliegenden Buch wiederveröffentlichten Essays, zu denen ihm eine renommierte katholische Kulturzeit- schrift Gelegenheit gab, auf freilich sehr beschränktem Raum gleichsam nur en miniature. Die Artikelreihe, die Molitor nicht mehr zu Ende bringen konnte, vermittelt lediglich Ein- und Überblicke oder summarische Kommentare zu bestimmten Bauwerken und Einrichtungen, erweist sich aber im Kleinformat, so wie der Rom-Führer im großen Ganzen, als ein informativer Bilderbogen zur praktischen Orientierung, freilich ohne Karten und ausfaltbare Tafeln. Auch die Essays sind, wie es schon im Rom-Führer heißt, „für den Fremden“ geschrieben, für ein deutsches katholisches Lesepublikum, das entsprechend aus katholischer Sicht informiert und in einer bildhaft anschaulichen Sprache unterhalten wird:

„Kaiser auf Kaiser fügten der alten Herrlichkeit neue Wunderwerke hinzu, bis die **ewige Stadt** zu jener riesenmäßigen Großartigkeit herangewachsen war, welche alle Begriffe übersteigt u[nd] die fast fabelhaft erscheint. Roma, die Beherrscherin der Welt, deren Schätze in ihr zusammenflossen, prangte in Tausenden von Palästen, in unzähligen Tempeln, Foren, Basiliken, Thermen, Mausoleen, an denen Kunst und Reichthum verschwendet waren. Für die Schaulust sorgten Theater, Amphitheater, Cirken, für die Wissenschaft reichhaltige Bibliotheken, überall erhoben sich die Standbilder in Marmor, Elfenbein, Erz u[nd] noch edleren Metallen; Triumphbogen, Ehrensäulen, Obelisken mangelten nicht. Diese in Marmor u[nd] Gold erglänzende Stadt, o[der] vielmehr das Centrum derselben, umschloß Kaiser **Aurelian** mit einer Mauer; denn über deren Umkreis hinaus erstreckten sich die Vorstädte u[nd] Villen der Großen weithin durch die Campagna bis ans Meer u[nd] zu den fernen Bergen, wie uns die Schriftsteller bezeugen u[nd] meilenweit der Boden beurkundet, welcher mit Ruinen bedeckt ist u[nd] der, wo immer man aufgräbt, Marmor u[nd] Granitstücke in sich birgt. 28 mit Basaltsteinen gepflasterte Heerstraßen führten von der **Columna aurea** des Forums aus durch die Thore der Welthauptstadt, an stolzen Gräbern vorbei, bis in die entferntesten Provinzen des ungeheuern Reiches. 14 Aquaducte eilten auf riesigen Bogen nach der wasserarmen Stadt, um aus den reichen Quellen der Berge die Brunnen zu speisen. Noch heute ziehen sie, unabsehbaren Caravanen vergleichbar, zerfallen, durch die nun so schweigsame, öde Campagna.“²²²

Das heidnische und das christliche Rom stehen sich in Molitors Rom-Führer und Essays wirkungsvoll gegenüber, beide bilden das Faszinosum dieser Stadt aller Städte, dieses geistig-geistlichen Mittelpunkts des Abendlandes; aber der Katholik Molitor favorisiert eindeutig das katholische Rom, das Rom des Mittelalters und des Barocks, das er stets vor allem als das Rom der Päpste sieht. Für ihn ist die Ewige Stadt primär die Welthauptstadt des Christentums und als solche der ehrwürdige Gegensatz zum imposanten vorchristlichen

Rom, das immer wieder mit einer „dunklen“ Kehrseite dargestellt wird, – bei aller Hochachtung vor der Römischen Antike, als ein Hexenkessel barbarischen, grausamen und eitlen menschlichen Treibens. Es ist das „vergoldete Elend des Heidentums“²²³, das er da zeigt, ähnlich wie auch andere christliche Schriftsteller, so etwa Anette von Droste-Hülshoff in ihrem Gedicht „Am Weihnachtstage“ aus dem Gedichtzyklus „Das Geistliche Jahr“ (1839):

„’s ist Rom, die üpp’ge Priesterin der Götzen,
Die glänzendste und grausamste der Metzen,
Die ihre Sklaven zählt zu dieser Zeit.“²²⁴

Die Megalopolis Rom wird zum Babylon jener Epoche.

Dementsprechend dienen in Molitors Rom-Führer in all seinen detaillierten Vergegenwärtigungen von Mauern, Toren, Straßen, Tempeln, Thermen, Theatern und Triumphbögen verschiedene archäologische, historische und theologische Anmerkungen der Belehrung im Sinne des katholischen Glaubens und der katholischen Geschichtsschreibung, besonders bei Gräbern, bei den Columbarien und den Katakomben, die, wie das Coemeterium der Priscilla an der Via Salaria,²²⁵ Molitors besonderes Interesse erweckten, seit sie ihm sein Mentor, der Kardinal August von Reisach, durch Erläuterungen und Besichtigungen nahegebracht hatte.

Stärker als der Rom-Führer sind die Rom-Essays Propagandatexte für das päpstliche Rom, vor allem im geschichtlichen Rückblick bis zum Status quo: das päpstliche Rom als Hauptstadt des dezimierten und bedrohten Kirchenstaates und als Residenz Pius IX. Eine Folge davon ist der nachdrückliche Verweis auf die epochale Bedeutung alles dessen, was die päpstliche Herrschaft im Laufe der Jahrhunderte kulturell und politisch Großartiges geleistet hatte. Es kam Molitor also auf das genaue Gegenteil einer Schlussfolgerung an, wie sie (im Sommer 1945, als er Friedrich von Raumers „Geschichte der Hohenstaufen“²²⁶ las) Richard Strauss ziehen zu müssen vermeinte; dass nämlich in „eine[r] unaufhörlichen Kette von Taten der Dummheit und Bosheit, Gemeinheit, Habsucht, Betrug, Mord und Zerstörung [...] besonders die Herrn Päpste und die katholische Geistlichkeit“ sich unrühmlich hervorgetan hätten.²²⁷

„So viel muß“, insistierte Molitor, „für jeden Geschichtskundigen, der sich nicht durch seine Parteistellung einnehmen lässt, eine ausgemachte Thatsache sein, daß es zu keiner Zeit und in keiner Dynastie für Kunst und Wissenschaft begeistertere und freigebigere Regenten gegeben, als sie seit Jahrhunderten die fast ununterbrochene Reihe der Päpste aufweist.“²²⁸ Aber auch das politische Regiment der Päpste wird immer wieder aus der

223 Briefe aus Rom III

224 Droste-Hülshoff, Anette v.: Sämtliche Werke. Hrsg. v. Clemens Heselhaus. München 1966, S. 614

225 „Das **Merkwürdige** dieser äusserst wichtigen Catacombe ist übrigens, daß in keinem andern röm[ischen] Cömeterium die auf Maria sich beziehenden evangel[ischen] Geschichten u[nd] ihre **Bilder** auf so vielerlei Weise sich dargestellt finden, als in diesem [...]. Gewiß ein wichtiges Zeugnis für das hohe Alterthum des Marien-Cultus.“ (ROM. Ein Wegweiser ..., S. 248)

226 6 Bde., Leipzig 1840–1842

227 Strauss, Richard: Späte Aufzeichnungen. Hrsg. v. Marion Beyer u.a. München 2016, S. 348

228 ROM. Ein Wegweiser ..., S. 15

positiven Sicht der katholischen Geschichtsschreibung beleuchtet, der sich Molitor durch Johann Friedrich Böhmer und Johannes Janssen verpflichtet fühlte. In diesem Zusammenhang wollte er auch zeigen, dass, anders als vielfach in der Presse dargestellt, der Kirchenstaat unter Pius IX. nicht etwa eines der rückständigsten politischen Gebilde Europas (gewesen) sei,²²⁹ und dass die Bewohner des Kirchenstaates die päpstliche Herrschaft wie eine Wohltat dankbar annähmen und schätzten. Die Argumente für diese Ansicht sind allerdings recht schwach. Molitors wiederholtes Lob auf die angeblich überwiegende Mehrheit der Römer, die als treue Untertanen des um sie bemühten Papstes für den Erhalt des Kirchenstaates einstehen, und die für Molitor das „wahre“ römische Volk darstellen, wirkt eher wie eine unbeholfene Verteidigung des längst erschütterten papalen Regiments und bezieht sich auf die nach dem Verlust des Kirchenstaates eingetretene empört beklagte Situation.

Dieser Verlust war der Endpunkt längerer Auseinandersetzungen um die Einigung und politische Einheit Italiens, eine Antwort auf die vormalige Zerrissenheit der Halbinsel: Im Norden, dem ehemaligen Reichsitalien, dominierten die Habsburger, in Mittelitalien herrschte, seit 1830 mühsam von österreichischem und französischem Militär geschützt, der Papst, im Süden die Bourbonen. Geheimbünde und die Bewegung des Risorgimento, Aufstände und Straßenschlachten drängten in einem wechselvollen Freiheitskampf auf das Ende von Feudalherrschaften und fremden Mächten – und im radikalsten Sinne darauf, aus Italien eine Republik zu machen und dem Papst sein restliches weltliches Reich zu entreißen. Schon 1798 waren französische Truppen plündernd nach Rom vorgedrungen; 1809 hatte Napoleon den Papst als weltlichen Herrscher abgesetzt, den Kirchenstaat annexiert und für fünf Jahre zu einer kurzlebigen Republik gemacht.

Zwar verjagte der Freischärler und Abenteurer Garibaldi im April 1860 durch den sogenannten „Zug der tausend Rothemden“ die Bourbonen, eine Republik entstand jedoch nicht, sondern eine konstitutionelle Monarchie, die 1861 proklamiert wurde. Gleichwohl wuchs der Druck auf den Kirchenstaat weiter. Der bedrängte Papst motivierte zahlreiche Freiwillige aus den nördlichen Ländern, sich der päpstlichen Armee zur Verfügung zu stellen, und der aus dem Territorium des früheren Fürstbistums Speyer stammende General Hermann Kanzler²³⁰ führte die Volontäre auch durchaus geschickt²³¹; doch ging der von Kaiser Napoleon III. gewährte Schutz sukzessive verloren, und die Eroberung Roms, wie sie Molitor in seiner Biografie Pius IX. nachzeichnet, setzte kurz nach dem Ende des

229 Bezeichnend für diese Auffassung etwa Friedrich, S. 247, der der Bevölkerung des Kirchenstaates Unbildung, Unmoral und Armut attestiert. Vgl. auch Ernesti, S. 24 und 55, der auf eine ineffiziente Verwaltung, Korruption, defizitäre finanzielle Verhältnisse und mangelnde Wirtschaftskraft hinweist.

230 Vgl. Niedermayer, Andreas: Die Streiter für den apostolischen Stuhl im Jahre 1867. Frankfurt a.M. 1867, S. 7

231 Im Gefecht von Monte Libretti am 13. Oktober 1867 zeichnete sich der im pfälzischen Rülzheim aufgewachsene Joseph Alois Bach (1838–1912) besonders aus, was im pfälzischen Klerus Beachtung fand, zumal sein Bruder Otto Bach (1835–1899) Priester der Diözese Speyer war. Die Speyerer Bistumszeitung „Der Christliche Pilger“ vom 10. November 1867 sah in ihm einen „wahren Malteserritter unserer Zeit“.